

NINO
HARATISCHWILI

JUJA



Das Buch

Eine junge Frau ersteht in einem Pariser Antiquariat ein schmales Büchlein einer ihr unbekannten Autorin, *Die Eiszeit* von Jeanne Saré. Sie liest es in wenigen Stunden aus und fühlt sich danach um Jahre gealtert und auf verstörende Weise fundamental verändert. Wie sich herausstellt, ist sie nicht die Einzige, deren Leben nach der Lektüre ein anderes ist. Kurz nach seinem Erscheinen in den 70er Jahren hatte das Buch für Furore gesorgt, seine Autorin wurde zum Mythos: eine 17-jährige Selbstmörderin voller Hass und Sehnsucht, die die Veröffentlichung ihrer Texte nicht mehr erlebt hat. Die feministische Linke feiert sie als Märtyrerin, doch ein düsterer Sog scheint von den Worten Sarés auszugehen: 14 junge Frauen folgen der Autorin in den Freitod. Jahrzehnte später machen sich im Paris der Gegenwart ein paar Menschen auf, das düstere Geheimnis des Textes und seiner Wirkung zu ergründen.

In ihrem fulminanten Debüt zeigt Nino Haratischwili auf kluge und schwindelerregende Weise die Kraft der Sprache und erzählt von der manchmal lebensverändernden Wirkung von Literatur.

Die Autorin

Nino Haratischwili, Jahrgang 1983, wurde in Tiflis geboren, heute lebt die Regisseurin und Autorin in Hamburg. Ihr Romandebüt *Juja* (2010) stand auf der Longlist des deutschen Buchpreises und wurde 2011 mit dem Debütpreis des Buddenbrookhauses Lübeck ausgezeichnet. Mit ihrem 2014 erschienenen dritten Roman *Das achte Leben (Für Brilka)* gelang ihr »der Roman des Jahres« (Spiegel.de). *Das achte Leben* wurde von Kritik und Publikum gefeiert und erhielt 2015 den Anna-Seghers-Preis und den Literaturpreis des Kulturkreises der deutschen Wirtschaft.

Nino Haratischwili

JUJA

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de



Lizenzausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage Mai 2016
© Verbrecher Verlag Jörg Sundermeier, Gneisenastr. 2a, 10961 Berlin,
www.verbrecherverlag.de
Umschlaggestaltung und Titelabbildung: Julia Bührle-Nowikowa
Satz: LVD GmbH, Berlin
Gesetzt aus der Stempel Garamond und Glypha
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-28792-8

Feststehend, vollendet können wir uns begreifen.

Helmut Krausser, »Melodien«

Juja / Ein Lied

Ich will nichts, Juja.

Ich bin ausgetrocknet,

Wie eine trockene Pfütze.

Und in meinem Herzen

Ist's leer

Ist's kalt.

Und die Fabrikrohre qualmen,

Und du küsst mich auf die Lippen,

Aber die versprochenen Regen –

Wo bleiben sie?

Heute wieder ein besoffener Abend,

Aber so scheint's mir leichter.

Und sogar Sterne leuchten heller:

Ro-man-tik!

Und wir lösen einander auf, Juja

Wie Säuremittel, oder was auch immer.

Und wir müssen den Schmerz

Gemeinsam tragen:

Den gläsernen ...

Und auf dem Fluss, wieder die alten Boote

So viel älter als ich,

Aber trotzdem kommt jeder an

Irgendwo

Irgendwo

Irgendwo ... an.

Zemfira: »JUJA«, auf dem Album »Vendetta«

1. DIE EISZEIT / BUCH 1 (1953)

»Ich war ein Embryo und wusste alles. Ich wurde ins Leben gepresst und vergaß mein Wissen. Ich wurde ins Leben gefickt. Man entnahm mir mein Wissen. Ich will Rache.

Ich war viel. Ich kannte die acht Seiten des Mondes. Ich habe im Hades alle Toten umarmt. Ich habe alle Gesichter gehabt.

Ich gehe und gehe und wachse, und dies ist mein Mord. Jeder Schritt – eine Tortur, da niemals Frieden, da niemals Stille, da niemals Ich. Ich war ein EMBRYO und wusste alles, und dann wurde ich gefressen, durch das blutende Geschlecht und durch viel Geschrei. Ich vergaß mein Wissen.

Alle Bäume entflammten, als ich fortschritt, alle Häuser stürzten ein, und alle Augen verfinsterten sich. Mich berührte nichts. Das Nomadenland wurde zu meinem Bett.

Dann ward ich zum Staub und wurde vergewaltigt, auf der Wiese, alles Lebendige unter mich begrabend.

Dann schritt ich durch alle Gewässer der Welt, flog über alle Kirchenspitzen und Altäre, ich schrie dabei. Keiner hörte mich. Ich wurde stumm. Ein stummes Staubkorn.

Die Welt krachte ein, und ich wurde unter ihr begraben. Ich will wieder ein EMBRYO sein. Im Blut wachsend und allwissend.

Ich wollte nach Hause. Doch es gab ein Erdbeben, die Erde machte einen starken Stoß, dann übergab sie sich.

Ich wollte mit Gott reden, der dabei gewesen war, als man mich ins Leben fickte. Aber er kam nicht, und so sagte ich – jetzt wird alles einerlei: Ich stifte den Wahnsinn, um danach zu meinem Achill in den Hades zu gehen. Ich entziehe ihn allen Frauen, und dann werde ich in seinen toten Armen einschlafen und selbst zum Eis werden.

Und in 13.090.090.300 Jahren taue ich auf. Und mein Glück kommt.

Das beschloss ich und überquerte die Wüste, die aussah wie ein leerer Schädel. Und ich kroch weiter mit meinen Skorpionen, die ich streichelte und die ich nachts, in der Einsamkeit der Nächte, briet und verschlang. Ihr Gift machte mich stark, und ich ging weiter. Ich schrieb Achill Briefe in den Sand. Ich bahnte den Weg, für uns zwei.

Doch liebte ich, um zu wissen, wie absolut sinnlos die Liebe war.

Und so sprach ich zu meinen Eidechsen und Schlangen: ›Ich kann nicht eure Eva sein. Sie starb, da sie die Rippe des Mannes nicht in sich behalten wollte. Sie ging fort und wurde zum Asketen und lebte 999 Jahre im Reich der Stille, und ihr Mann vergewaltigte die Bäume, und aus seinem Samen entstanden noch mehr Söhne ... Er wurde verrückt, und als die Söhne begannen, sich zu bekämpfen, brachte er sich um. Er vermisste seine Eva. So traurig.‹ Und meine Schlangen nickten mir zu und weinten mit mir.

›Und was wurde aus Eva?‹, fragte die rote Eidechse mit der alten Haut und dem verhurten Leben.

›Tja, sie lebte in der Abgeschiedenheit, weinte nachts, weil sie alleine war, und dann kam sie zurück und sah ihren toten Mann und ihre vielen Söhne, die sie nie geboren hatte, und sie alle nahmen sie zur Frau, und sie weinte und fragte Gott: Warum wirfst du mir die Sünde vor, wenn du mich zur Einzigen machtest und wusstest, meine Söhne würden mich besteigen? Sie weinte und weinte, und schließlich erhängte sie sich am eigenen Haar.‹

Die Eidechse, die mich zu lieben begann, streichelte meine Stirn und schluchzte leise auf.

Später erzählte sie mir, sie hätte gehurt und gesündigt und hätte ihr Leben lang ein Stadtschildkrötenmännchen geliebt. Doch es war durch die Menschen überzüchtet und hätte sie nicht beachtet, und dann hätte sie zu allem nein gesagt und wäre fort und lebe seitdem so, in dieser Stille. Ich umarmte sie und trank die Milch der Bäume und wurde schön.

Der Sand schlief mit mir jede Nacht, da ich so schön geworden war.

Ich sah meine Eidechse nie wieder, sie hatte mich zu Gewässern gebracht und hatte mir gewunken, und ich war fast gerührt gewesen. Ich wusste nicht weiter und verfiel in einen Traum von einem Traum und erwachte und war allein. Dies war furchtbar. Dann kam Ophelia zu mir und küsste mir die Brüste und sagte: ›Geh ins Kloster, geh ins Kloster!‹

Ich aber sagte, ich wolle nur ins Nichts, müsse aber erst Alles passieren. Sie sagte, es gäbe kein Nichts, und ich jagte sie fort.

Dann flog ich über die Gewässer, ich bestach den Wind und entblößte mich, verkaufte mich, und schließlich unterschrieb er meinen Pakt und nahm mich mit. Ich erzählte ihm, einst ein EMBRYO gewesen zu sein, und er schaute mich mit düsteren Augen an und sagte: Wie schade, dass du jetzt ein MENSCH bist.

Ruhig und dunkel war mein neues Nomadenland, in dem er mich absetzte. Ein Schloss stand in der Ferne, und ich ging dahin. Ich wollte essen und baden. Das Schloss war jedoch leer und düster, und Spinnen und alte Männer lebten dort. Sie ließen mich ein, schwiegen mich an und gaben mir eine Brühe. Ich aß und schwieg und vermisste meine Eidechse, die ich Danaida nannte.

Die Männer sagten, sie wären hier, weil sie Verbrecher seien. Ich streichelte ihre alte Haut und ekelte mich, doch sie taten mir leid. Ich sagte, dass ich ihnen vielleicht vergeben

könne und dass sie frei seien. Sie lachten mich aus und bespuckten mich und nannten mich Gotteslästerin, die Reue sei doch der einzige Grund, warum sie noch am Leben seien. Und so flog ich raus, nachts, auf die Straße, die ins Nirgendwo führte, und schrie und schrie so laut, dass das ganze Schloss in Flammen aufging, und ich war glücklich. Für wenige Sekunden war ich das.

Ich ging weiter und kam zu den Menschen. Zu den Städten und den Monstern, die in den Städten hausten. Kam zu den Hunden, die hungrig rumlungerten und mir die Füße leckten, da ich ihnen Liebeswörter zuflüsterte. Ich kam zu den Menschen ...

Ophelia flüsterte mir weiterhin zu, mich verhöhrend: ›Du irrst dich ...‹«

Sie schritt durch die Rue de la Grande-Chaumière. Sie hatte kurze, nein, lange Haare, dunkelbraun und spröde. Sie trug einen Männermantel und war blass, sehr blass. So musste sie sein. Zerbissene Lippen hatte sie und spitze, kleine Zähne. Sie war mager und hatte wundgeriebene Brustwarzen, die beim Gehen schmerzten. Sie schritt mit einer Stofftasche um die Schulter und offenen, wässrigen Augen, die stur vor sich hin schauten. Ihre Fingernägel – rosa und abgekaut. Die Nase spitz und errötet, vielleicht war sie erkältet und schlaflos. Sicher war sie das.

Sie blieb vor einem Schaufenster stehen, da stand eine Puppe in einem Hochzeitskleid. Sie blickte auf die Puppe, schaute ihr in die Augen und wollte sie erwürgen. Dann sah sie ihr Spiegelbild und schlug mit dem Gesicht gegen die Fensterscheibe, das Glas war stärker als sie, nichts passierte, nur ihre Nase begann zu bluten. Eine alte Dame hinter dem Fenster schrie kurz auf, und sie rannte davon. Sie wischte mit dem Ärmel im Blut, verschmierte es am Kinn, und dann ließ sie es sein.

Sie war siebzehn. Sie hatte gerade den Eros entdeckt, der sie manchmal in ihrem Zimmer besuchte und mit ihr Schach spielte, ohne ein Wort mit ihr zu wechseln. Er war blond und winzig, warm und rosa, und sie mochte ihn.

Plötzlich musste sie lachen. Ihre Augen, grau und leer, lachten auf. Ja, die Augen ... Sie müssten grau sein und sehr klar und irgendwie tot, doch schön und hässlich zugleich. So müssten sie sein.

Sie blieb kurz stehen, sie war schnell gelaufen und machte jetzt halt. Suchte in ihrer Tasche nach Tabak und fand ihn, drehte sich eine Zigarette und suchte ein Streichholz. Fand keins und fragte ein Mädchen danach, das an ihr vorbeiging. Das Mädchen schaute sie etwas erstaunt an, dann überlegte sie und sagte: »Moment.« Sie wühlte in ihrer kleinen, grünen Damentasche und holte eine Streichholzschachtel hervor. Auf der Schachtel war ein Werbebild für ein Hotel irgendwo in der Provence.

»Sie haben Urlaub gemacht?«

»Wie bitte?«

»Diese Streichhölzer ...«

Das Mädchen war hübsch. Sie hätte gern gewusst, ob das Mädchen mit einem Liebhaber oder noch mit ihren Eltern da gewesen war. Und außerdem schien sie Geld zu haben.

»Ach ja, das ist aber lange her ...«

Sie verzögerte das Spiel. Es machte Spaß. Aus dem Mädchen würde eines Tages eine schöne Dame werden mit einem Schoßhündchen und einer Garage mit automatischem Tor.

»Ich war noch nie in der Provence. Ist es schön dort?«

»Ja, sehr schön ...«

Sie schien irritiert, aber nicht abgeneigt, also neugierig, also konnte es was werden. Bei solchen funktionierte der direkte Angriff am besten.

»Hier in der Nähe ist die ›Crèmerie‹, ein nettes Lokal. Würdest du mir eine Tasse Kaffee und ein Stück Kuchen spendieren? Ich würde dir dann eine schöne Geschichte erzählen.«

Die junge Frau starrte sie erschrocken an. Jetzt schien sie das Blut zu bemerken.

»Ich ... ich muss gehen ... mein Bruder ...«

»Du hast doch gar keinen Bruder. Ich erzähle dir eine schöne Geschichte. Ich bin nur hungrig.«

»Ich weiß nicht ... was willst du?«

»Ich habe es dir doch gerade gesagt. Mehr will ich nicht.«

»Ich gebe dir Geld und ...«

»Nein, ich will nicht, dass du mir Geld gibst. Nur Kaffee und Kuchen.«

»Ich ...«

»Komm einfach mit ...«

Das Mädchen folgte ihr tatsächlich. Sie versuchte, das getrocknete Blut wegzuwischen.

»Ich bin einfach gegen ein Fensterglas gelaufen, hab es nicht bemerkt ...«, erklärte sie und lachte. Das Mädchen lächelte verwirrt. Sie gingen in die ›Crèmerie‹ und nahmen am Fenster Platz. Der Kellner erkannte sie, wollte etwas sagen, sie blickte ihn an, er sah das andere Mädchen und verstummte.

Sie bestellte einen Kaffee und ein Stück Walnusstorte. Das Mädchen studierte verlegen das Menü.

»Ich empfehle dir eine heiße Schokolade und ein Croissant mit Pfirsichfüllung, hier schmecken die Dinger himmlisch.«

Das Mädchen bestellte das Empfohlene. Sie schwieg und versuchte, sie nicht anzuschauen, dann nahm sie ein Zigarettentui aus der grünen Tasche und steckte sich eine lange Zigarette zwischen die apricot geschminkten Lippen.

Sie streifte das Streichholz am Schachtelrand, spürte kurz die Flamme an ihrer Fingerkuppe, genoss den Duft und zündete ihr schließlich die Zigarette an.

»Ich heiße Saré. Und du?«

»Fanny.«

»Danke für die Einladung.«

»Ja ...«

»Ich erzähl dir jetzt eine Geschichte.«

Sie begann von Niobe zu sprechen. Von ihren sieben Kindern und von ihrem Ruhm und Reichtum und ihrem Stolz und dass sie den Göttern nicht die Opfer brachte und damit die Leto entzürnte, die das Unheil über ihre Familie schickte und ihre Söhne töten ließ durch Apollon und Artemis, wie Niobe trotzdem stolz blieb und wie sie vor ihren Augen ihren Mann und die Töchter vernichtete und wie Niobe erstarrte in ihrem Schmerz und um Gnade bat und wie sie schließlich zum Stein wurde, der nicht aufhörte zu weinen. Fanny hörte ihr gebannt zu. Natürlich.

»Du kanntest die Geschichte nicht, stimmt's?«

»Ich kannte sie nicht, nein.«

»Und so steht sie da, auf einem Berg, die zum Stein gewordene Königin, und nichts kann sie wieder zum Leben erwecken.«

»Es ist traurig.«

»Ja, das auch.«

»Ich muss gehen.«

»Ich komme mit dir raus. Ich bin satt.«

»Warum machst du das?«

»Was?«

»Na ja. Das Ganze ... erst mit der Geschichte und ...«

Fanny starrte sie an. Ihre Augen – verwüstet und feurig. Sie mochte sie. Und sie wusste es. Sie gingen zusammen raus.

»Warst du mit deinem Liebhaber in der Provence?«

»Wie bitte?«

»Dein Urlaub?«

»Hm ... er ist mein Verlobter.«

Fanny hatte schöne, blaue Augen und einen Schollmund. Man hätte ihr Gedichte schreiben müssen ... Ihr Verlobter schien Mist gebaut zu haben, das spürte sie. Denn Fannys Augen leuchtete nicht mehr, wenn sie das Wort Verlobter sagte.

»Du hast noch ein bisschen Blut unter der Nase.«

»Mach es weg. Bitte.«

Fanny war etwas größer als sie, sie beugte sich über sie und holte ein Taschentuch, weiß und bestickt, aus der Tasche ihres Mantels und versuchte das Blut wegzuwischen, aber das Blut war trocken, fest und Jahrhunderte alt.

»Du musst das Tuch mit deinem Speichel befeuchten.«

Sie näherte ihr Gesicht Fannys Gesicht und wartete. Fannys Blick – scheu. Aber dann presste sie ihre Lippen auf Fannys Lippen, und Fanny, überrumpelt und verängstigt, streckte impulsiv die Zunge raus und leckte ihr das Blut weg. Dann wandte sich Fanny ab und ging mit schnellen Schritten davon, erschrocken über die eigene Tat.

Sie schritt die Rue de la Grande-Chaumière entlang und blieb vor dem Schaufenster mit der Puppe stehen. Sie warf sich gegen das Glas, doch es passierte nichts. Sie schlug mit ihrer Tasche dagegen, es passierte trotzdem nichts.

»Ich verfluche dich! Ich hasse dich, du lebloses Miststück!«, schrie sie und dann ... dann starb die Puppe und die ganze Straße verstummte, während die Wüste heimlich haydnsche Lieder sang. Bald würde sie zurück können ...

Und der Traum eines Traums wurde wach und streichelte ihre Knöchel und leckte ihre Schläfen, sie wusste, es würde einmal vorbei sein ...

Sie hatte jetzt eine andere Frau eingeweiht und fühlte sich gut. Sie schritt weiter ...

2. BRUDER (1967)

Mutter: Trinkst du Tee, Chérie?

Bruder: Nein, Mutter, danke.

Mutter: Aber Patrice, du musst doch diesen Kuchen probieren. Madeleine hat ihn extra für dich mitgebracht.

Bruder: Vielleicht später. Danke, Madeleine. Es ist sehr nett von dir ...

Madeleine: Du gehst bald fort. Wir werden dich sehr vermissen, Patrice, aber wir sind sehr stolz auf dich. Das weißt du!

Mutter: Ja, es ist unglaublich. Im *Wochenblatt* wurde die Erzählung abgedruckt, und ein Journalist von der Lokalzeitung war auch da. Er fragte sogar mich über Patrice aus. Es ist so aufregend ...

Madeleine: Gott hat dich gesegnet, Patrice. Du musst stolz auf dich sein. In Paris wartet eine große Zukunft auf dich.

Bruder: Ich schreibe einfach nur Sachen, und ihr macht ein solches Ereignis daraus.

Mutter: Aber Patrice, das sind keine Sachen! Das sind wundervolle Novellen. Wie edel sie sind – und dieser Meinung bin nicht nur ich. Richtige Prachtstücke. Du sollst nicht so reden.

Madeleine (wird das Thema unangenehm): Und was wirst du studieren?

Bruder: Literaturwissenschaften und Französisch.

Madeleine: Wirklich wundervoll. Mein Jean will nach Lyon, er bekommt da eine Anstellung, in einer Bank, habe ich euch schon davon erzählt?

Mutter: Wirklich? Wie wundervoll.

Madeleine: Er ist sehr erfreut. Er will es zum Filialleiter bringen. Vielleicht kann er eines Tages hier bei uns eine Filiale leiten.

Mutter: Natürlich, Chérie.

Die Schwestern kommen heim. Man hört das Herumgekichere in der Diele. Er will eine Zigarette rauchen, oben, auf dem Balkon. Doch die Tortur geht weiter. Ein endloses Meer ist noch zu durchschwimmen.

Anne-Marie und Simone kommen rein. Simone trägt ein blödes Kleid, fällt ihm auf. Es steht ihr überhaupt nicht. Außerdem ist es draußen noch zu kühl für dieses Kleid. Aber

Mone ist erträglicher als Anne. Findet er, auch wenn Anne besser aussieht und auch bessere Chancen im Leben hat, wie Mutter sagt. Zum Glück kann er weiter von der Zigarette träumen.

Madeleine: Ach, die Mädchen, lasst euch sehen. Wie hübsch ihr geworden seid. Wie alt bist du jetzt, Simone?

Simone: 19, Tante Madeleine.

Madeleine ist eine fette Kuh. Er hasst sie und will sie erwürgen und abschlachten und tief begraben und nie wieder sehen und nie wieder hören und nie wieder ...

Bruder: Das sieht blöde aus, Mone.

Simone: Lass mich in Ruhe.

Mutter: Patrice, dass du immer so grob sein musst zu deinen Schwestern.

Madeleine: Ach, das ist das Alter, Chérie, mein Jean war auch so zu der Kleinen. Aber jetzt ist er sehr lieb.

Mutter: Na hoffentlich, hoffentlich. Zieht euch um, wascht euch die Hände und kommt, es gibt Kuchen. Tante Madeleine war so nett ...

Anne quetscht sich zu ihm auf das Sofa. Sie ist schlank und blond und hat größere Titten als ihre ältere Schwester und malt sich die Lippen heimlich rot an, wenn sie aus dem Haus geht. Er weiß, dass Anne ihn hasst. Sie hasst ihn wegen ihres Geheimnisses aus der Novembernacht, und er weiß es. Es macht nichts. Er will sie nicht verraten, aber manchmal erpressen – das tut gut.

Madeleine: Ich habe die Erzählung gelesen, wollte ich noch sagen, und fand sie verblüffend reif für dein Alter. Auch Jean las sie und fand sie gut.

Bruder (denkt): Du alte Fotze, halt die Klappe, ich hasse dich, ich kotze gleich ...

Madeleine (seinen Gedankenfluss nicht wahrnehmend): Die Stelle, wo der Ritter verwundet wird, die hat mich sehr berührt. Wie du auf solche Sachen kommst, wirklich, unglaublich.

Mutter: Ja, das fragen wir uns alle, dieses Mittelalterliche faszinierte ihn allerdings schon seit dem Kindergarten. Weißt du noch, Patrice, wie ihr diesen Aufsatz in der Schule schreiben musstet? Über den Roland ... den mochtest du so.

Bruder: Hm.

Simone kommt wieder ins Wohnzimmer rein. Sie hat sich tatsächlich die Hände gewaschen. Nimmt sich einen Teller und bringt einen für ihre Schwester mit. Wenn Mutter tot ist, wird Simone ihre Rolle übernehmen – das steht bereits fest. Absolut fest.

Simone: Hervorragend. Hast du den gebacken, Tante Madeleine?

Madeleine: Ja. Tu ich doch immer.

Simone: Wirklich zauberhaft. Musst mir unbedingt das Rezept geben.

Madeleine (lacht wie eine Hyäne, findet er): Gerne doch, gerne, liebe Monie.

Wie er diesen Namen hasst – Monie, Monie, wie ein Hamsternamen klingt er ...

Bruder: Ich geh schon mal hoch, wenn die Damen gestatten.

Mutter (lacht blöd, findet er): Ach, bleib doch ein bisschen bei uns, Chérie. Seit du so viel schreibst, sieht man dich eh so selten.

Madeleine: Tja, das ist das Schicksal, das der Familie des Künstlers vorherbestimmt ist.

Mutter: Hahaha.

Pause, nichts geschieht. Anne beginnt zu essen und leckt sich dabei manchmal den Zeigefinger ab, was er zum Kotzen findet. Sie macht ständig Sachen, die er zum Kotzen findet. Mit Mone kann man wenigstens noch ein paar Worte wechseln. Pause, Pause, Pause.

Bruder denkt an sie. Wie gut, dass so was keiner wissen kann. Dann geht er nach oben. Unten noch die alten Geräusche, Mone isst jetzt auch den Scheißkuchen. Madeleine sieht

aus wie eine durchgefickte Giraffe. Ermüdet, irritiert, zu langer Hals. Sie reden sicher weiterhin über ihn und seine »tolle Zukunft«.

Er freut sich auf Paris, weiß aber keinen Anfang. Doch alles ist besser als das hier. Er steht auf dem Balkon und raucht. Eine zerquetschte Packung Gitanes in seiner Hosentasche. Bald wird es ganz dunkel. Er freut sich auf das Klappern der Schreibmaschine. Nur nachts schreibt er, was er wirklich schreiben will. Texte, die etwas bedeuten. Texte, die groß sind und dunkel und heiß und bedrohlich. Und dann kann er sich lieben.

Diese Scheißstadt, die immer so tot sein muss und gleichgültig, dieser Teich und diese Idioten, diese Scheißidioten, die, die stolze Bürger sein sollen, und diese Messen am Sonntag in der Kathedrale, in der die, die mehr Kohle haben, vorn sitzen dürfen. Er und seine Familie sitzen in der Mitte, besser fände er es, in der letzten Reihe zu sitzen, wäre immerhin was. Bloß dieser Scheißdurchschnitt immer, den hält er nicht aus. Die Wanduhr tickt im Zimmer, auf der Kommode stehen ein gerahmtes Bild von ihm und seiner Familie und dann noch eins von Vater, ganz links.

Er war sieben, als sein Vater starb, er denkt nicht viel an ihn, hofft nicht mal mehr, dass er anders gewesen wäre, war er eben nicht, und er findet es normal, mittlerweile. Mutter denkt, er schreibt, weil Vater starb und er traumatisiert ist. Er sieht auf die bestickte Decke unterm Foto. Wie ekelhaft dieser Verniedlichungsdrang überall ...

Er raucht, und der Himmel färbt sich violett, kurz kann er die Luft spüren. Und er spürt, dass bald der Sommer kommen wird, dass er gehen kann. Er kann so vieles erahnen, kennt keinen genauen Anfang, egal, immerhin wird es einen Anfang geben.

Der Rauch steigt nach oben, es ist angenehm warm. So ruhig. Ein paar ferne Stimmen klingen herüber, doch sie sind fast idyllisch, als gehörten sie nicht den Menschen, die er

kennt und ... die er nicht kennen will. Manchmal ist alles in Ordnung, findet er. Im Vergleich zu den letzten Jahren war dieses Halbjahr echt in Ordnung. Es war beinahe angenehm, und er weiß, dass es an den Nächten liegt, in denen er schreibt.

Es liegt an ihr! Sie wird da sein in dieser Stadt, mit der er kaum etwas verbindet, außer einem Ausflug mit Mutter und Anne. (Mone war krank. Arme Mone. Blöde Mone.) Das ist jetzt auch schon ewig her. Ihn interessiert die Stadt auch nicht besonders. Dort kann er eben in Ruhe lesen und schreiben und Kurse besuchen. Das ist alles.

Schritte. Er sieht Annes blonde Mähne und dann ihr dummes Grinsen.

Anne: Gibst du mir eine?

Bruder: Wenn sie kommt, nehme ich dir das Ding aber nicht ab ... Dann erwischst sie dich. Mir egal.

Anne: Ich werfe dann die Kippe weg.

Ihr Bruder zuckt die Achseln, gibt ihr eine Zigarette, sie holt eine Streichholzschachtel aus der Tasche ihres Hemdes, das sie auf der nackten Haut trägt. Er weiß, dass sie Büstenhalter ablehnt und Mutter sie deswegen immer wieder beschimpft.

Bruder: Ist die dumme Kuh endlich weg?

Anne: Nein, verdammt. Sie macht mich wahnsinnig.

Bruder: Mone sah heute echt blöd aus. Ist viel zu kühl für dieses Kleid.

Anne: Was mischst du dich da ein? Dass dich alles was angehen muss. Wieso? Ich frage doch auch nichts.

Bruder: Warum bist du immer so eklig?

Anne: Ach, Bruder ... Ich verstehe dich nicht. Wirklich nicht. Du hast nicht mal Freunde, das ist doch krank!

Bruder: Halt den Mund!

Anne: Nein, oder dass du nie verliebt bist ... Ich meine ...

Bruder: Anne, halt den Mund, fang nicht wieder damit an, das nervt!

Sie rauchen und schweigen. Das Schweigen verschluckt al-

les und alle in diesem Haus. Irgendwann werden sie als Skelette enden, aufgefressen vom Schweigen. Er will nichts hören. Er will seine erkaufte, erpresste Freiheit genießen und daran ersticken, an nichts anderem.

Anne: Patrice, nimm mich mit, nach Paris. Ich hasse sie alle, das weißt du doch, nimm mich mit ... Wenn ich auch nur noch ein paar Wochen bleibe, sterbe ich.

Er ist wütend auf sie: Warum muss sie bloß immer dieses blöde Zeug von sich geben? Dann muss er an diesen Novembernachmittag denken, als er nach Hause kam und die Tür ihres Zimmers halb offen stand und sie auf dem Boden, vor ihrem Bett kniete. Dort saß dieser Typ aus der Hockeymannschaft der Schule, nichts im Kopf und viele Muskeln, er hielt die Augen geschlossen und stöhnte, während sie seinen Penis ableckte. Er starrte hin, dann rannte er und rannte und musste weinen ... Sie hatte seine Schritte gehört. Jetzt muss er wieder daran denken.

Wie gut, dass er bald geht.

Sie weiß, dass er daran denkt. Er denkt auch an all die Gewehre in Vaters Zimmer, die Mutter putzt und putzt. Alles bleibt so, wie es war, bevor er tot war, bevor man anrief und ihnen sagte, dass er tot war, und dies sagte ihnen eine Blondine namens Claudine, von der Versicherungsgesellschaft, er starb in ihrem Bett. Mutter pflegt all seine Gewehre, als könnten sie ihn wieder lebendig machen.

Anne hat große Augen, wässrig und manchmal schön, findet er. Der Himmel ist dunkel geworden. Madeleine setzt sich ins Auto, man sieht sie nicht. Anne drückt sich gegen die Wand, die Zigaretten glimmen in der Dunkelheit, sie rauchen jetzt schon ihre nächsten Zigaretten und sagen nichts.

Mone lacht kurz auf. Mutter ist sicher beleidigt, dass die zwei sich nicht von Madeleine verabschiedet haben. Anne wirkt nachdenklich. Er hasst sie trotzdem und kann nicht ertragen, wenn sie so dumm daherredet und so dumm lacht und so dumm weint und so dumm isst und dabei schmatzt

und sich die Finger ableckt und sich daran so erfreut. Anne ist eine, die man nicht bemitleiden kann.

Der Himmel wird ruhig und schweigsam, und das Licht am Hauseingang leuchtet weiter, nachdem Mutter die Tür zugemacht hat. Zweimal dreht sich der Schlüssel im Schloss. Er denkt an das Rauschen in seinen Ohren, während des Tip-pens. Alles wird gut.

Anne: Patrice, nimm mich mit ...

Bruder: Hör auf, mach die Schule zu Ende, und dann kannst du auch gehen.

Anne: Kann ich nicht da zur Schule gehen?

Bruder: Nein, du musst hier zur Schule gehen. Außerdem würde Mutter es nie zulassen.

Anne: Lass das ... Bitte, bitte. Ich sterbe hier!

Bruder: Nein, wirst du nicht. Du hast doch Freunde hier, hä?

Anne: Tut mir leid, vorhin, das habe ich nicht so gemeint.

Bruder: Egal, es geht nicht.

Anne: Aber ...

Bruder: Geh bitte, ich muss schreiben ...

Sie schaut ihn kurz verwirrt an. Er ist zufrieden, sie ist beleidigt. Sie wirkt sehr verängstigt, er sieht ihre Silhouette, hört, wie sie mit der Spitze ihres Lackschuhs gegen den Boden schlägt, tip, tip, und dann dreht sie sich um, drückt die Zigarette an der Wand aus. Sie bleibt stehen und flüstert nur ...

Anne: Ich hasse euch alle ...

Sie geht. Er steht da, plötzlich ist es kalt geworden, so kalt, er will ins Haus, aber die Dunkelheit flüstert etwas, er will es hören, kann aber nicht, hat es nie gekonnt. Warum hat sie wieder so was Blödes gesagt und ihm die Laune verdorben? Mutter ruft von unten nach ihm. Ihm ist zum Heulen zumute. Alles wird gut, oder? Der Himmel zuckt nur mit den Achseln.

3. APIDAPI (2004)

Es ist Frühling und alle sind natürlich sehr, sehr glücklich, und sie sitzt natürlich da und denkt an nichts, und das Loch im Bauch wird immer größer. Und alles ist neblig, und sie hat keine Lust zu gar nichts, zwingt sich an all die wichtigen Sachen zu denken, die sie machen muss, doch die sind im Nachhinein total unwichtig und dumm, und all das nur, weil sie weibisch ist und genau das an sich hasst. Die banalste Geschichte, saublöd und uninteressant und unspektakulär ... Nur nicht für sie. Wie sehr sie all diese Leute beneidet, die strahlend und angetrunken auf ihren Rädern radeln und sich mit Leuten verabreden und leichte Kleider tragen, da ihnen nie kalt ist. Und die abends ausgehen und einen Hund besitzen und ihre Pflanzen gießen und immer up to date sind und immer grinsen und neueste Haarschnitte haben. Und ... der ganze Schwachsinn.

Morgens fährt sie zur Akademie, fährt mit dem alten Fahrstuhl zum Büro hoch, sitzt im Büro, bereitet etwas vor, tippt, geht in die Teeküche, raucht eine, geht wieder ins Büro und fragt sich, warum sie so zeitig gekommen ist, und geht dann, nachdem sie anderthalb Stunden totgeschlagen hat, in den Vorlesungsraum und redet und redet.

Letzten Sommer war sie sogar in Kanada, Natururlaub mit Spa und allem Drum und Dran, richtig luxuriös, erste Klasse geflogen, doch es hat nichts genutzt. Na ja. Eine Mid-life-Crisis? Wie lächerlich alles sein kann, fragt sie sich und geht in der Mittagspause einen Espresso trinken, da sie wieder mal schlecht geschlafen hat.

Einsam, ob sie einsam sei, fragte neulich ihre Schwester, die Rad fährt, zwei Kinder hat, einen Bauernhof in Belgien besitzt, Soul hört und immer sehr aufgeregt über Politik redet. Sie schweigt und antwortet: »Nein, eher trübselig ...« Oder etwas in der Art. Sie schweigt, wartet, bis die Schwester auflegt, doch die tut es nicht und wird es niemals tun, sie ist

nämlich nett, nett und nochmals nett. Sie redet davon, dass sie nach Belgien kommen solle, zwei Wochen auf dem Land, Kinder, Ponys und Grillen und Tischtennis, und sie könnten dort doch Party machen, es wären ja eine Menge nette Leute da. Dann sagt sie: »Ich glaube, das hat etwas mit der Trennung zu tun, alles hätte anders ausgehen können, hättest du nicht so hartnäckig auf der Scheidung beharrt, und warum nur ...« Bla bla bla. »Du warst vorher anders, Laura, echt anders.« Schließlich meint sie dann doch: »Du fehlst uns sehr.« »Uns«, das sind: sie selbst, die Kinder, der Hund und ihr Mann, der Belgier, der Laura nicht leiden kann. Damit war das Gespräch beendet.

Letzten Mittwoch rief Jeremy an, der Lover, so hatte sie ihn genannt, als er zwei Jahre in Lauras Bett hauste, vor einer Ewigkeit, als sie noch selbst nett war; und er fragte nach ihr und meinte, sie solle doch gerade jetzt, wo sie den zweiten Dokortitel bekommen habe und diese »great« wissenschaftliche Arbeit verfasst habe, von der »alle« redeten – da solle sie sich doch gerade »great« fühlen. Sie hörte nicht hin, sie dachte daran, wie es hatte sein können, dass sie mit ihm zwei Jahre lang geschlafen hatte und ihn für besonders gehalten hatte? Auch wenn sie damals noch nett und jung war, wie hatte es sein können? Jeremy, der englische Lover, der ultimative Mann für alle Frauen! Sie war sogar stolz gewesen, damals, dass er bei ihr hängen geblieben war und nicht bei irgendeiner anderen ... Wie peinlich. Das alles war peinlich.

Er hatte immer »L'ora« zu ihr gesagt und sie hatte es schön gefunden, nicht sexy, sondern schön ... Pur, hatte sie sogar dazu gesagt, und nun fand sie es genauso lächerlich wie ihren zweiten Doktor, wie ihr Dasein. Wie konnte man seinem Klischee entfliehen?

Abends gab es Bücher und ihre Notizhefte und ein paar Telefonate, alles sehr kurz und höflich, es gab Kneipen zum Abendessen und Abendtrinken, Einladungen zu Events und tollen Partys und ihre Absagen, und manchmal goss sie ihre

Pflanzen, spät. Dann kam die Nacht, die Schlaflosigkeit, Unruhe, Ekel und der Rest ein Schweigen.

Sie war es auch leid geworden, alles unbedingt recherchieren zu müssen, alles genau herausfinden zu müssen, und hatte es aufgegeben. Sie wollte nur noch eine tolle Wohnung besitzen, und sie wollte nichts mehr müssen. Irgendwie war der Druck weg. Trennung? Danach hatte Jeremy auch gefragt, was hätte sie sagen sollen – na ja, ist schon okay.

Sie war gern bei ihm gewesen, sehr gern. Hatte mit 31 geheiratet, sie hatten sich drei Jahre gekannt.

»Ich bin abgestürzt, im Sprudel aller Weltlieben, war eifersüchtig und habe ihn verabscheut; es war sehr intensiv und unglaublich, und ich liebte seinetwegen sogar das Leiden und wurde zum weibischsten aller Weiber. Ich habe sogar sein Kind vom Kindergarten abgeholt, habe ihn da ja auch romantisch kennengelernt, als ich meine Nichte abholte, die von der netten Schwester, und ihn da getroffen, er holte seinen Sohn ab und sah gut aus, und ich war gerade dabei, eine wissenschaftliche Reise zu planen, und da sah ich ihn. Am nächsten Tag ging ich erneut meine Nichte abholen, keine Ahnung warum, er dachte, dass sie meine Tochter sei, das imponierte mir, zum ersten Mal im meinem Leben gefiel mir der Gedanke daran, eine Mutter zu sein, und ich dachte an eine Affäre, schon, das ja, er sah ja gut aus.

Ich meine, ich hatte es bis dahin geliebt, eine Nacht mit jemandem zu verbringen, in einem Apartment, und dann Kaffee zu trinken und das vielleicht ein paar Mal zu wiederholen und dann zu gehen und er zufrieden, ich zufrieden und alles klar, ja, Klarheit sowieso, aber weißt du ... Ich meine ... dann sprach er mich an, und er war an dem Tag ohne Auto, und ich fuhr ihn samt seinem Sohn, der übrigens nicht süß aussah, wie ich fand, nach Hause, und er bedankte sich und fragte, ob wir mal zusammen essen gehen würden, ja einfach so, fragte er, ich ging ja davon aus, dass er verheiratet war, und er muss sich ja auch gedacht haben, dass es zu meinem Kind, also meiner

Nichte, einen Vater gab, aber ich sagte: ›Ja, warum nicht?‹ So begann die romantischste Geschichte aller Zeiten ... Er war geschieden, ich war frei, und nach dem Restaurant gingen wir zu mir, er fand meine Wohnung ›geschmackvoll‹. Wir tranken Wein, aßen getrocknete Pflaumen vom Asiamarkt an der Ecke, die kaufe ich immer, mag die nämlich sehr und dann ... dann war es Wahnsinn, Himmel auf Erden, und er war so charmant und seine gebrochene Nase und diese vollen Lippen und dass er barfuß durch die Wohnung ging und wie er meinen Hals küsste und, und, und ...

Es wurde eine lange Affäre, fast zwei Jahre, ab und zu, einmal im Monat oder zweimal die Woche, wie es eben ging. Manchmal las ich, und er schaute mir zu oder fragte nach irgendwelchen sachlichen Dingen, und ich redete und redete, und er erzählte mir, dass er Arzt sei, und ich dachte immer, dass er lügt, aber er war Arzt ...

Ich liebte ihn, wollte Hunderte von Kindern von ihm, war sogar bereit, für ihn und seine Kinder fett zu werden, liebte seine Brusthaare und hasste seine Art, beim Orgasmus zu schweigen, und liebte die Düsterei in seinem Blick, weißt du ... Irgendwann lief es nicht mehr so fantastisch.

Eines Tages ging er und kam nicht mehr, und ich heulte, aber es war okay, fuhr nach Belgien, verbrachte nette Zeit mit netten Freunden und meiner netten Schwester, ich vergaß ihn, und dann traf ich ihn, im Kino, und er sagte kurz: ›Laura ...‹ Und ich musste aufs Klo und heulen, und ich hatte ihn eben genau sieben Monate nicht gesehen, und dann legte er seinen Arm um mich, wir fuhren das erste Mal zu ihm und fickten die Nacht zu Tode ... Es war great, wirklich great ...

Und dann fragte er, ob wir nicht heiraten wollten, und ich stammelte: ›Ich muss weg, ich muss weg, ich muss zur Akademie!‹, und am gleichen Abend rannte ich hin und sagte: ›Ja, ja, unbedingt.‹ Irgendwie, irgendwie würde es gehen.«

All dies hätte sie sagen können, dem Lover oder der Schwester oder irgendwem, doch es würde eh nichts bringen.

Nur manchmal dachte sie daran, dass es ein schlimmer Anblick war, ein totes Kind aus dem Leib gezerzt zu bekommen, alles andere hielt sich im Rahmen, man hätte ja an arme Kinder in Afrika denken können, an Weltschmerz und Armut oder die Prostituierten in Thailand, und zwar wirklich unironisch, man könnte ja alles relativieren, nur dieser Anblick, damals am heißen Juliabend, in der Klinik, er war so schlimm gewesen, war furchtbar und beängstigend und herzzerreißend, ihr Blut hatte bedrohlich gerochen, und sie hatte Angst bekommen und das Baby trotzdem halten wollen und ansehen und ihm gar einen Namen gegeben: David. Ja, man hätte über alles reden können.

Ihr Ehemann und sie und das totgeborene Baby und ihr Leben im Allgemeinen und na ja ...

Vor vier Monaten war sie zum zweiten Mal Doktor geworden, hatte sich das erste Mal die Haare dunkler gefärbt, hatte sich ein neues Auto gekauft und APIDAPI darauf geklebt. Es war irgendein Werbeschild, rosa Buchstaben und sehr kitschig, doch sie fand es unglaublich lustig, den Klang von diesen Buchstaben, und klebte es auf ihren Wagen. Das Auto wirkte weniger schick durch den Aufkleber, und alle meinten, sie sei milder geworden ...

Alle würden sie bestimmt APIDAPI nennen, vor allem die Studenten und die Jungs würden sicher nicht mehr irgendwelche erotisch-perversen Fantasien ausleben können, nachts im Bett, im Studentenwohnheim, an sie denkend, da der Name ja so albern war, es sei denn, sie waren pädophil veranlagt.

Wie lustig.

Und sie war herumgefahren mit ihrem APIDAPI (der Wagen hieß jetzt auch so), und einmal hatte sie sogar die Mappen kurz mit APIDAPI unterschrieben, und als sie den Preis der Königlichen Akademie verliehen bekommen hatte (Beste Forschungsarbeit, danke, danke, Frau Van Den Ende), hatte sie sogar den Gedanken gehabt, einfach so, eine Danksagung

an APIDAPI zu machen, damit sich alle darüber den Kopf zerbrechen, hatte sich aber nicht getraut.

APIDAPI wurde bald zu einem anderen Ich, zum besten Freund, zu etwas in ihr, zum Lieblingstедdy, zum geduldigen Welpen an ihrer Seite. Sie putzte das Schildchen am Wagen regelmäßig und fand sich unglaublich komisch.

Sie liebte ihren Job, war eine gute Dozentin, eine gute Kunsthistorikerin, begabt in Sprachen ...

Ach, Jeremy, du Lover du, ich kann dir nichts sagen, man schweigt sich an, und so lebt man. Ich forsche und forsche, und du fickst und fickst dich durchs Leben (tun wir ja alle ein bisschen, sei mir nicht böse), aber lass mich bitte in Frieden. Das hatte sie gedacht, nach dem mühsamen Telefonat, und hatte sich einen Grappa genehmigt. So lief's, so lief's.

4. DIE EISZEIT / BUCH 1 (1953)

»Ich werde nicht mehr reden. Ich bin nur ein Staubklotz, schwerer als ein Stein ...

Heute Nacht kommt der kleine Eros zu mir, ich werde mit ihm Schach spielen, und dann wird die Zeit stillstehen und nichts, nichts uns umgeben. Auch der Raum wird raumlos und geräuschlos und stumm, wir sind verloren, sagte mir nachts Ophelia, nichts und niemand kommt und rettet ...

Das Alleinsein umgibt meine Schläfen, ich bin ruhig, sage ich zu mir. Aber ich lüge.

Ich frage nichts mehr, ich denke an meine Eidechsen, ich denke an meine toten Freunde, der Wahrheit entzogen, im Nichts verloren; ich beneide sie, ich habe überlebt, nur weil ich ein Mensch war. Aber auch ich lerne den Stillstand.

Ich bin ein Gerüst, ein Gerüst meines ICHS. Ich bin nur ein kleiner, spazierender Hass, ich gehe und weiß nicht wohin, mein Weg ist rund, kugelrund, endet nie. Während ich gehe,

verblute ich, doch niemand sieht die Blutspuren in der schwarzen Erde.

Ich möchte fort, zurück in die Wüste, wie kommt es, dass ich hier gelandet bin? Ich war doch ein EMBRYO und wusste alles. Ich werde langsam schwanger am Schweigen.

Ich kenne das Du nicht, denn beides trage ich in mir, ich habe tausend Geschlechter in mir, ich verleugne die Tatsachen.«

Du bist einsam. Was wäre, gestände sie es sich ein? Nein, sie darf es nicht, noch nicht. Sie soll noch ihren Wuchtgöttern dienen. An all das glauben, woran sie glauben will. Das ist wichtig.

Sie hat ein kleines Zimmer gemietet in der Rue Bonaparte, im Dachgeschoss, es kostet wenig Miete; der Hausmeister, ein alter Greis, taugt nichts. Die Concierge – eine Alkoholikerin und halb blind vor Schnaps.

Sie weiß nur noch nicht, wo sie anfangen soll. Sie will sich so sehr mit dem Tod duellieren. Das wäre vielleicht ein Anfang.

Sie ging von zu Hause fort. Ein kleiner Ort, nicht allzu weit von Paris, doch weit genug. Eine Mutter und zwei Schwestern. Nicht viel an Hab und Gut, doch genug. Vater gab es keinen, es hieß, er sei im Krieg verschollen.

Sie konnte eh immer nur mit Gespenstern sprechen, die Menschen langweilten sie. In der Mädchenschule der Heiligen Rita gab es Probleme, man sagte, sie sei ein »ungezogenes Mädchen«. Nach der 9. Klasse ging sie ab. Die Frau, die sie geboren hatte, die sie nicht Mutter nannte, wollte sie ins Internat geben, doch sie verließ nachts den Ort. Ohne eine Nachricht zu hinterlassen.

In der Gemeinde gab es einen Maler, aus dem nichts geworden war, der Kinder unterrichtete, und den mochte sie. Er hinkte ein wenig. Auch das mochte sie. Er sagte zu ihr, sie sei eine »Künstlernatur«. Auch er erwies sich als ein Narr.